

Im warmen Nest.

Roman von G. von Winterfeld-Warnow.

(6. Fortsetzung.)

„Und Ihre Stimme? Sind Sie hier so sicher? Wird Ihre Gesundheit den Anforderungen einer Bühnenlaufbahn genügen sein?“

„Wenn der Geist will, muß der Körper folgen.“

„Gute, ist das Ihr letztes Wort? Sie werden kein Glück finden in jener Welt des Scheins und der Kavalen. Sie können auch hier der Kunst leben. Berechnen Sie das Wort, das ich sprach. Ich will nicht weiter als Ihr Freund sein, aber bleiben Sie hier, lassen Sie jene Pläne von Ainsler und Bühne. Der Lorbeerzweig ist oft ein Dornenkrantz, an dem sich die Empfängerin blutig ritzt.“

„Rein Wort weiter, Herr Doktor, Sie sprechen vergeblich. Ich gebe, sobald ich fröhlich genug bin.“

„Doktor Jensen sieht sich auf die Lippen. Seine Rechte preßte sich fest um das eiserne Geländer der Veranda. Dann machte er eine rasche Wendung, als wollte er noch einmal ihre Hand fassen. Aber er riß sich los und schritt mit summem Gruß hinaus.“

„Kurze Zeit darauf klang vom Hofe her der Ton der Hufe, der die vorübergehenden Arbeiter warnte, die gerade beim Arbeitschluß aus der Ziegelfabrik strömten.“

Ein paar erschrockene große Rinderaugen starrten ihm nach. Getrud hatte in dem Weinraum neben der Veranda gesessen, und wenn die Glaswände sie auch hinderte, alles zu verstehen, so hatte sie doch genug gesehen und gehört, um zu wissen, um was es sich handelte.

Sie hatte in Aufregung gebedt, als sie sein Wort hörte: „Mein Weib!“

Und dann sah sie sein verhöretes Gesicht. Sah seine schmerzlich bewegten Lippen.

„Gute, wie ist es? Sie wies Doktor Jensen ab, den himmlischen jungen Doktor“, wie er bei ihren Freundinnen hieß? War das möglich.“

Aber ja, es war Wirklichkeit; denn er ging im Jörn. Und dann kam er nicht wieder, nie, nie wieder! Und wenn sie nun mal frant würde, dann würde man zu dem alten Doktor Enwald schicken müssen; aber Doktor Jensen, Kurt Jensen, kam nicht wieder. Und sie hatte es sich schon so herzlich ausgemalt, wie es sein würde, wenn sie auch mal frant werden würde. Und sie hatte sich schon heimlich eine Krankheit, so eine kleine, unschuldige Krankheit, gewünscht.

Getrud glitt von ihrem hohen Sitz gewandt und leise herunter. Sie blickte sich scheu um, ob sie jemand gesehen habe, denn Alara schalt immer, wenn sie noch solche Schiffschreie begina. Dann lief sie wie gejagt in den Park hinein.

Sie sank auf eine Bank, und als gerade noch einmal der Ton der Hufe herüberkollte, da barg sie ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Rinderränen! Und doch nicht nur Rinderränen. So weinte das erhabene Mädchenherz in seinem ersten Schmerz.

Ob Alara wußte, weshalb Giffe die Vorbereitungen zur Abreise nun doppelt rathig betrieb? Ob sie wußte, weshalb nach einigen Tagen Doktor Enwald in Vertretung seines jungen Kollegen heraufkam auf die Ziegelfabrik, um sich nach Giffes Befinden zu erkundigen, um sie noch einmal auf Herz und Lunge zu prüfen? Er stellte ihr das Zeugnis aus, daß sie reisefähig sei. Jedenfalls fragte Alara nicht und sprach keine Vermuthungen aus. Sie betrachtete nur manchmal ihre Trübden mit besorgten Blicken. Das Kind hatte jetzt so oft rote geweinte Augen. Der Schmerz um den Vater war nicht mehr so heftig, wenn sie ihn auch gewiß nicht vergesse hatte. Aber diese Tränen schienen einen andern Grund zu haben.

Was bewegte sie nur? Die Abreise der Schwester? Auch das schien Alara nicht wahrscheinlich. So nahe standen gerade Giffe und Getrud sich nicht. Eigentlich hatte Getrud zum Winter in Pension kommen sollen, wenigstens wenn der Vater noch gelebt hätte. Jetzt wurde Alara der Bekannte schwer, sie wegzugeben. Wenn Giffe auch fort war, würde sie nun ganz allein in dem großen Hause bleiben. Das dünnte sie gar zu schwer und zu einsam. Jetzt war ja Henning noch hier zu den Ferien. Aber er mußte ja auch bald zurück auf die Universität. Und wenn Wilhelm auch wieder herüberkam, so geschah das doch stets nur zu kurzen paar Augenblicke.

Sobald hand er mit Alara auf dem Hofe der Ziegelfabrik besprach. Da ging ein Mensch vorüber, der sehr seltsam ausah. Die Alara sah ihm tief auf dem Kopfe nach, was weit nach hinten ins Gesicht schielte. Ein eigentümlich schwerer Blick lag auf den tiefhängenden Augenlidern und dem schiefen Mund.

Die Lippen bewegten sich, als ob er halb laut etwas vor sich hin spräche. Er grüßte aber den Herrn der Klara nicht, sondern verschwand in einem Schuppen jenseits der Mauer. Wilhelm Braumann sah ihm ängstlich nach.

„Ich verstehe nicht, Alara, wie du die solch einen Menschen in's Haus nehmen kannst — so einen noch so unheimlichen.“

„Mein Wilhelm, der Emil ist kein Verdrücker; ein armer Blöder ist er, ein harmlos guter Mensch, dantbar wie ein Kind für jede Freundlichkeit. Und denke doch, was ich aus ihm gemacht habe! Schon darum habe ich ihn lieb.“

„Nun ja, wenn ich mir allerdings vorstellen, was er war, als er mit seiner Mutter hier ins Krankenhaus kam. Die Mutter blind und alt, und er einem Tiere ähnlicher als einem Menschen. Die Kinder liefen hinter ihm her, wenn er durch die Straßen torkelte und mit seiner rauhen Sprache unverständliche Worte murmelte. Dagegen ist er jetzt allerdings halbwegs vernünftig. Aber unheimlich bleibt er mir doch, und ich verstehe nicht, wie du so einen Menschen um dich haben kannst.“

„Oh, er ist ganz verständlich. Ich kann ihn so gut zu allerhand Botengängen gebrauchen. Ich gebe ihm einen Zettel mit, auf dem steht, was er holen soll, und er besorgt mir alles. Er kennt Arbeit und Tätigkeit und ist unermüdlich darin.“

„Sobald kam der Mann zurück. Er zog einen kleinen Handwagen hinter sich her, auf dem Kohlen und Holz lagen.“

Alara rief ihn an: „Emil, du sollst nachher noch in die Stadt gehen!“

„Wohl, wohl, Madamchen, Emil gehen, gehen! Du upschiere, upschiere, Zettel mitge!“

„Ja, Emil, ich schreib's auf.“

Der Blödsinnige schob die Miße noch ein wenig weiter aus der Stirn und ging nickend ab. Dabei murmelte er immer vor sich hin: „Upschiere, upschiere.“

Im Vorbeigehen warf er von der Seite dem Herrn Braumann einen miftrauischen Blick zu, als obne er, daß der soeben nicht gut von ihm gesprochen habe.

Es war ja richtig, daß ein besonderes Verhängnis für diese armen Geisteskranken vorhanden sein mußte, um mit einem solchen Menschen Tag für Tag umzugehen.

Das Geselber Siedens und Armenhaus lag am äußersten Ende der Stadt, wo die Chaussee nach Klarastraße hinausführte. Alara konnte den Hausbau und war dort oft eingekleidet. Sie war auch wegen ihrer frischen, natürlichen und durchaus nicht hochmütigen Art immer ein gern gesehener Gast dort gewesen.

Sie kannte all die armen Kranken, von denen manche schon jahrelang dort lebten.

Da war der alte Lena, auch ein Blödsinniger, aber eine gute alte, harmlose Seele. Er war schon als Kind hier aufgewachsen und jetzt bald 80 Jahre alt. So hatte er sein Leben über verbracht. Auf seinem runden Vollmondgesicht lag immer ein Lächeln, wenigstens wenn er satt war. Er nannte jeden Menschen „du“ und hatte eigentlich noch keinem ein böses Wort gesagt. Er verdiente sich auch sein Essen reichlich, indem er im Garten arbeitete, Kartoffeln und bunte Gemüse und allerhand Handreichungen tat. Dann gehörte zum alten Bestand des Hauses die Guffe, die der Frau Inspektor in der Küche zur Hand ging. Die andere wechsellte. So war vor zwei Jahren der Emil mit seiner alten Mutter hingekommen. Aus furchtbarem Schmutz und völliger Zerlumptheit hatte sich der Hausdierer die beiden auf Verlangen der Polizei abholen müssen. Die alte, blinde Mutter war dann bald gestorben; aber an Emil begann das Werk der Nächstenliebe; und wirklich gelang es, aus dem halb tierischen Wesen einen Menschen heranzubilden, der zur Tätigkeit, zum geregelten Leben, zu einer gewissen Art von Ueberlegung befähigt wurde.

So kannte ihn Alara kennen, und als dann die weisen Mütter der Stadt gemeint hatten, nun könne der Emil sich auch allmählich sein Brot selber verdienen, er sei ja ein kräftiger, starker Mann von 30 Jahren, für den im Krankenhaus kein Platz mehr sei, da nahm sich Alara Braumann seiner an. Gemiß, er war gesund und kräftig; aber er wäre in kurzer Zeit wieder verblümt gewesen, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte. Das mußte Alara, und das sagte auch der Hausdierer aus seiner langjährigen Erfahrung heraus. Damit nun die Resultate aller Mühe nicht umsonst gewesen sein sollten, nahm sich Alara seiner an. Das war noch zu Lebzeiten des alten Herrn Braumann. Der war ganz einverstanden, daß Alara ihren Schützling hierher brachte und ließ ihn darin

völlig freie Hand. Sie gab ihm Arbeit im Garten und auf dem Hof, und ließ ihm darin völlig freie Hand. Wenn er auch in der ersten Zeit von den Ziegeln genarrt und gekniffelt wurde, so hörte das allmählich auf.

Jeder konnte ihn bald und wußte, daß der Emil unter Fräulein Braumanns besonderem Schutz stand. Natürlich war er in vielen Beziehungen nicht viel anders als ein Kind. So durfte er z. B. kein Geld in die Hände bekommen. Er hätte es sofort in Schnaps angelegt, und er wurde wieder zum Tier, sobald er getrunken hatte. Wollte Alara ihn für einen Gang extra belohnen, so erhielt er einen Zettel Bursch, dann konnte sich Glück seine Grenzen. Sie hatte sich jetzt so an seine seltsame Art, an seine flötende Sprache gewöhnt, daß sie ihn fast entbehren hätte, wenn er plötzlich verschwunden wäre.

Sie wußte auch, er hing mit der Treue eines Hundes an ihr. Dagegen konnte sich Wilhelm Braumann gar nicht mit seiner Anwesenheit befremden. Er verstand ihn nicht, behauptete auch, der Mensch sei hinterlistig und tückisch, und nicht nur dumm. Er hobte stets das Gefühl, als ob ihm ein Reptil über den Weg gelaufen sei.

Es war wieder einmal ein Punkt, in dem Bruder und Schwester nicht übereinkamen. Und nun gar erst die schöne Frau Goo! Die nahm die Schleppe zusammen und machte ein hochmütiges Gesicht, wenn sie dem Blödsinnigen auf der Ziegelfabrik begegnete, und Emil wußte und wußte, daß es so war.

Dagegen liebte er die Tochter Wilhelm Braumanns, die holde, kleine Elise. Er hätte sie wie ein Hund bewacht, wenn Alara es ihm aufgetragen hätte. Elise war ja oft bei den Tanten auf der Ziegelfabrik, und wenn Onkel Henning zu Hause war, dann war sie stets dort. Der lustige Student sollte und tobt mit der Kleinen den ganzen Tag herum. Er schmeichelt ihr Schenken und allerhand Spielzeug. Aber kürzlich hatte er sich Emils Unzufriedenheit ausgesprochen. Da hatte er der Kleinen eine Burg gebaut mit Ausschütern, Zugbrücke und Kanonen.

Nun wollte sie auch noch eine Kriegsabwehrung haben. So hatte er ihr einen hölzernen Regen geschmiedet, und nun sollte noch ein großer Speer dazu kommen. Weil Henning ihn nicht haben wollte, sollte Emil den Speer halten. Emil tat es auch; aber als er merkte, was für ein Werkzeug das werden sollte, wurde er unruhig und murmelte: „Nicht Mord speil, Henning, nicht Mord speil! Lütt Dira nicht Mord speil!“

Henning lachte und meinte: „Ja, Emil, weshalb denn nicht? Mord wollen wir ja auch gar nicht spielen, bloß Krieg!“

Aber Emil beharrte dabei: „Nicht Mord speil — is nicht gut!“

In Hennings lustigen Augen sprühten hundert Leuchtelchen. Er wollte gerade lachend erwidern, daß diese Holzinstrumente sehr wenig geeignet seien, einen Menschen zu ermorben, da sah er Emil verhöretes Gesicht. Er hatte ganz vergessen gehabt, daß er einen nichtnormalen Menschen vor sich hatte.

Jetzt lenkte er begütigend ein: „Läßt sich sein, Emil, wir spielen nicht Mord damit. Wir hängen die hübschen Waffen in unsere Burg, nicht wahr, Kleine? Und da schmüden sie die große Wand.“

Die Burg war am Ende des Gartens an einem großen Korkstamm angelegt. Roter Wein rannte sich um das einfache Wäghen, das Henning zum Tummelplatz für sich und die Kleine erwählt hatte. Hier ließ sich herrlich spielen. Einige Steinfiguren führten auf ein kleines Plateau. Dort stand eine einfache Holzbank, die sich vor Jahren Giffe dort hatte anlegen lassen, wenn sie sich zurückgezogen hatte, um als Badische schon ungekündet ihren Träumen von der allgänzenden Laufbahn einer großen Bühnenheldin nachzugeben. Hier hatte sie gelesen und gedichtet und sich die ersten Rollen eingepfist.

Dann stand das Wäghen lange Zeit verlassen und leer. Der prächtige Alara lag es zu weit ab vom Hause, da konnte sie nicht gleichzeitig ein Auge auf die Wirklichkeit haben; denn selbst, wenn sie sich an einem schönen Sommerluge in's Freie setzte, wollte sie eine Ueberfahrt über Haus und Hof behalten. Sonst hätte sie keine Ruhe mehr gefunden.

So legte ihr der Vater die hübsche Terrasse am Hause an. Da war sie gleich im Freien, genug Luft und Sonnenschein und konnte doch alles beobachten, was vorging, und war gleich zur Hand, wenn sie gewünscht wurde.

Sie war ja auch schon seit langen Jahren Hausmutter gewesen. Und jetzt war sie mehr: jetzt war sie Hausfrau und Herrin und zugleich Mutter für all ihre Arbeiter, deren Interesse sich nicht nur auf die Leute übertrug, die ihr persönlich unterstellt waren, sondern auch auf deren Familien.

Es war schon zweimal vorgekommen, daß sie hilflos hätte eingreifen müssen. Das eine Mal war es im Hause ihres Ziegelmeysters Thiem.

„Ganz der Ihre“

„Gögend streckte sie das Briefblatt in seine Umhüllung und starrte auf die großen, schöngefärbten Buchstaben, auf die eigenartig charakteristische Schrift, die ihr so ganz sein Weien, seine Art wiedergab.“

Monatlang war er zur selben Zeit ein treuer Gast gewesen in ihrem stillen Heim, und beiden war die Dämmerungsstunde eine stillste Zeit der Ruhe, des Genießens geworden. Sie hatte seine kleinen Gewohnheiten ihm abgesehen, hatte in echt frauenhaftem Spürsinn all das unbedeutende Drum und Dran erraten, was ihm nach außen und nach innen der Behagen und Freude bereitete. Das stille Gemach im vierten Stock des großen Miethauses in einem westlichen Vorort der Großstadt, durch dessen hohe Fenster die schwebende Sonne am spätesten ihre Wurzelpfeile grüßend hineinleuchtete, wußte sie traulich zu gestalten. Late in ihrem künstlichen Sinn Teppiche von glatten Farben, Vorhänge, weiche Sehhessel so gruppiert, daß sie trotz ihrer Einfachheit behaglich und einladend wirkten, hatte wertvolle Reproduktionen seiner Lieblingsbilder so gehängt, daß sein müdes Auge frohen Eindruck empfangen konnte, wenn es zufällig über sie hinsah. In seinen schlanken Basen dufteten ihm Blumen entgegen, wie sie die Jahreszeit bot; Nebenalt zeigte sich, daß die Beherrigerin des bescheidenen Heims nur den Wunsch hegte, dem lieben Gast die kurze Raucherstunde in der Dämmerstunde bei ihr lieb und angenehm zu machen.

Ungeleich verging diese Dämmerung. Mandmal fand sie die beiden einsamen Menschen in lebhaftem Gespräch, im Austausch von Gedanken, im Disput; oft auch saßen sie schweigend zusammen und schielten doch, daß sie miteinander waren in innigem Verstehen, in der warmen Beachtung und Rücksicht für einander. Bismellen las sie ihm vor, wenn er schweigend einen Band aus der Zeitschrift geleht, und ihre weiche Stimme schien seine erregten Nerven zu beruhigen, wie die Stimme einer Mutter, die ihr miß gewordenem Kind leise zu Schlaf und Traum hinführegeleit.

Sie hatte sich ganz seinem Willen gefügt, war ganz in seiner Eigenart aufgegangen, weil sie ihn liebte, weil sie nur eines kannte, ihm zu leben, für ihn zu sein.

Eine Ueberraschung.

Unruhig ging Magdalene im Zimmer auf und ab. Wenn sie an dem kleinen, zierlich arrangierten Tischchen vor sich, nahm sie den Brief zur Hand, den ihr der Postbote gebracht, entfaltete den Bogen und las halblaut immer wieder verwundert und erregt folgende Worte:

„Teure Freundin! Noch einmal muß ich den liebgewordenen Aufenthalt bei Ihnen um die trauliche Dämmerstunde aufgeben, für eine kurze Spanne Zeit. In wenigen Tagen teure ich zurück. Sie werden sich mit mir freuen, ich habe eine Ueberraschung für Sie. Meine Gedanken werden auch morgen um dieselbe Zeit, in der mein Brief in Ihren lieben Händen ist, bei Ihnen sein. Ich veresse Sie nicht und die schöne Zeit, die nicht so viel Ruhe, Erholung und Genuß bereitet, ja die mir ein Heilmittel ist in meinem nebenaufsteigenden Beruf. Leben Sie wohl, in wenigen kurzen Tagen bin ich bei Ihnen.“

Ganz der Ihre
Edwin Helldorf.

Jögend streckte sie das Briefblatt in seine Umhüllung und starrte auf die großen, schöngefärbten Buchstaben, auf die eigenartig charakteristische Schrift, die ihr so ganz sein Weien, seine Art wiedergab.

Monatlang war er zur selben Zeit ein treuer Gast gewesen in ihrem stillen Heim, und beiden war die Dämmerungsstunde eine stillste Zeit der Ruhe, des Genießens geworden. Sie hatte seine kleinen Gewohnheiten ihm abgesehen, hatte in echt frauenhaftem Spürsinn all das unbedeutende Drum und Dran erraten, was ihm nach außen und nach innen der Behagen und Freude bereitete. Das stille Gemach im vierten Stock des großen Miethauses in einem westlichen Vorort der Großstadt, durch dessen hohe Fenster die schwebende Sonne am spätesten ihre Wurzelpfeile grüßend hineinleuchtete, wußte sie traulich zu gestalten. Late in ihrem künstlichen Sinn Teppiche von glatten Farben, Vorhänge, weiche Sehhessel so gruppiert, daß sie trotz ihrer Einfachheit behaglich und einladend wirkten, hatte wertvolle Reproduktionen seiner Lieblingsbilder so gehängt, daß sein müdes Auge frohen Eindruck empfangen konnte, wenn es zufällig über sie hinsah. In seinen schlanken Basen dufteten ihm Blumen entgegen, wie sie die Jahreszeit bot; Nebenalt zeigte sich, daß die Beherrigerin des bescheidenen Heims nur den Wunsch hegte, dem lieben Gast die kurze Raucherstunde in der Dämmerstunde bei ihr lieb und angenehm zu machen.

Ungeleich verging diese Dämmerung. Mandmal fand sie die beiden einsamen Menschen in lebhaftem Gespräch, im Austausch von Gedanken, im Disput; oft auch saßen sie schweigend zusammen und schielten doch, daß sie miteinander waren in innigem Verstehen, in der warmen Beachtung und Rücksicht für einander. Bismellen las sie ihm vor, wenn er schweigend einen Band aus der Zeitschrift geleht, und ihre weiche Stimme schien seine erregten Nerven zu beruhigen, wie die Stimme einer Mutter, die ihr miß gewordenem Kind leise zu Schlaf und Traum hinführegeleit.

Sie hatte sich ganz seinem Willen gefügt, war ganz in seiner Eigenart aufgegangen, weil sie ihn liebte, weil sie nur eines kannte, ihm zu leben, für ihn zu sein.

Im Leben standen sie beide allein. Sie hatte sich nach langen Kämpfen und erster Arbeit einen geachteten Namen als Portraitmalerin errungen. Er gehörte als Politiker einer Partei an für die er sein ganzes Ich einsetzte. Fort und fort trieb es ihn in die Öffentlichkeit. Er war ein geschätzter Redner. In Vereinen, in Versammlungen, war er die Stütze, an der sich alle anderen emporraffen. Man nannte seinen Namen in den Zeitungen, seine Stimme war ein mächtiger Faktor, mit dem die Allgemeinheit rechnen mußte. Wenn er mit seinen häufigen Schritten mit kurzem Gruß und festen Händedruck in ihr hübsches Zimmer kam, dann schaltete er alles aus, was ihn da draußen im Leben gefangen hielt. Nur selten sprach er von seinen eigenen Sorgen, von seinen Hoffnungen, seinen Zielen. Bei ihr war er nur Mensch, der einfache, schlichte Held, wie er es vor Jahren gewesen war, als sie sich im Hause ihres Vaters kennen gelernt.

Sie hatte ihn liebgewonnen vom ersten Augenblick des Seheins. Aber sie war zu stolz und hatte ihre Neigung wohl zu verbergen gewußt. Ja, es schien fast, als lebe sie eine trümmere Ueberbleibsel seines verstorbenen Vaters. Dann hatte das Schicksal sie auseinandergerissen.

Der Tod des Vaters, das Auflösen ihres Heims, ihr Studium im Ausland hatten sie voneinander getrennt. Eines wußte nichts vom andern, bis der Zufall sie wieder in der Hauptstadt zusammenführte. Durdort war's, daß die Fäden zwischen ihr und ihm, die kaum gesponnen waren, die das Leben geformt, sich plötzlich wieder um sie schlangen, und sie schnell einander

Eine Ueberraschung.

Unruhig ging Magdalene im Zimmer auf und ab. Wenn sie an dem kleinen, zierlich arrangierten Tischchen vor sich, nahm sie den Brief zur Hand, den ihr der Postbote gebracht, entfaltete den Bogen und las halblaut immer wieder verwundert und erregt folgende Worte:

„Teure Freundin! Noch einmal muß ich den liebgewordenen Aufenthalt bei Ihnen um die trauliche Dämmerstunde aufgeben, für eine kurze Spanne Zeit. In wenigen Tagen teure ich zurück. Sie werden sich mit mir freuen, ich habe eine Ueberraschung für Sie. Meine Gedanken werden auch morgen um dieselbe Zeit, in der mein Brief in Ihren lieben Händen ist, bei Ihnen sein. Ich veresse Sie nicht und die schöne Zeit, die nicht so viel Ruhe, Erholung und Genuß bereitet, ja die mir ein Heilmittel ist in meinem nebenaufsteigenden Beruf. Leben Sie wohl, in wenigen kurzen Tagen bin ich bei Ihnen.“

Ganz der Ihre
Edwin Helldorf.

Jögend streckte sie das Briefblatt in seine Umhüllung und starrte auf die großen, schöngefärbten Buchstaben, auf die eigenartig charakteristische Schrift, die ihr so ganz sein Weien, seine Art wiedergab.

Monatlang war er zur selben Zeit ein treuer Gast gewesen in ihrem stillen Heim, und beiden war die Dämmerungsstunde eine stillste Zeit der Ruhe, des Genießens geworden. Sie hatte seine kleinen Gewohnheiten ihm abgesehen, hatte in echt frauenhaftem Spürsinn all das unbedeutende Drum und Dran erraten, was ihm nach außen und nach innen der Behagen und Freude bereitete. Das stille Gemach im vierten Stock des großen Miethauses in einem westlichen Vorort der Großstadt, durch dessen hohe Fenster die schwebende Sonne am spätesten ihre Wurzelpfeile grüßend hineinleuchtete, wußte sie traulich zu gestalten. Late in ihrem künstlichen Sinn Teppiche von glatten Farben, Vorhänge, weiche Sehhessel so gruppiert, daß sie trotz ihrer Einfachheit behaglich und einladend wirkten, hatte wertvolle Reproduktionen seiner Lieblingsbilder so gehängt, daß sein müdes Auge frohen Eindruck empfangen konnte, wenn es zufällig über sie hinsah. In seinen schlanken Basen dufteten ihm Blumen entgegen, wie sie die Jahreszeit bot; Nebenalt zeigte sich, daß die Beherrigerin des bescheidenen Heims nur den Wunsch hegte, dem lieben Gast die kurze Raucherstunde in der Dämmerstunde bei ihr lieb und angenehm zu machen.

Ungeleich verging diese Dämmerung. Mandmal fand sie die beiden einsamen Menschen in lebhaftem Gespräch, im Austausch von Gedanken, im Disput; oft auch saßen sie schweigend zusammen und schielten doch, daß sie miteinander waren in innigem Verstehen, in der warmen Beachtung und Rücksicht für einander. Bismellen las sie ihm vor, wenn er schweigend einen Band aus der Zeitschrift geleht, und ihre weiche Stimme schien seine erregten Nerven zu beruhigen, wie die Stimme einer Mutter, die ihr miß gewordenem Kind leise zu Schlaf und Traum hinführegeleit.

Sie hatte sich ganz seinem Willen gefügt, war ganz in seiner Eigenart aufgegangen, weil sie ihn liebte, weil sie nur eines kannte, ihm zu leben, für ihn zu sein.

Im Leben standen sie beide allein. Sie hatte sich nach langen Kämpfen und erster Arbeit einen geachteten Namen als Portraitmalerin errungen. Er gehörte als Politiker einer Partei an für die er sein ganzes Ich einsetzte. Fort und fort trieb es ihn in die Öffentlichkeit. Er war ein geschätzter Redner. In Vereinen, in Versammlungen, war er die Stütze, an der sich alle anderen emporraffen. Man nannte seinen Namen in den Zeitungen, seine Stimme war ein mächtiger Faktor, mit dem die Allgemeinheit rechnen mußte. Wenn er mit seinen häufigen Schritten mit kurzem Gruß und festen Händedruck in ihr hübsches Zimmer kam, dann schaltete er alles aus, was ihn da draußen im Leben gefangen hielt. Nur selten sprach er von seinen eigenen Sorgen, von seinen Hoffnungen, seinen Zielen. Bei ihr war er nur Mensch, der einfache, schlichte Held, wie er es vor Jahren gewesen war, als sie sich im Hause ihres Vaters kennen gelernt.

Sie hatte ihn liebgewonnen vom ersten Augenblick des Seheins. Aber sie war zu stolz und hatte ihre Neigung wohl zu verbergen gewußt. Ja, es schien fast, als lebe sie eine trümmere Ueberbleibsel seines verstorbenen Vaters. Dann hatte das Schicksal sie auseinandergerissen.

Der Tod des Vaters, das Auflösen ihres Heims, ihr Studium im Ausland hatten sie voneinander getrennt. Eines wußte nichts vom andern, bis der Zufall sie wieder in der Hauptstadt zusammenführte. Durdort war's, daß die Fäden zwischen ihr und ihm, die kaum gesponnen waren, die das Leben geformt, sich plötzlich wieder um sie schlangen, und sie schnell einander

näher kamen in aufrichtiger Freundschaft. Ihr aber war das Gefühl mehr als Freundschaft. Aus den Tiefen ihres Herzens tauchte noch einmal die Neigung zu ihm empor, die sie mühsam unterdrückt, und ihr Gefühl für ihn ward heißer, inniger, leidenschaftlicher als je. Ihre Sehnsucht, ihre Wünsche konzentrierten sich nur auf die eine Stunde des Tages, die er ihr widmete. Jedemal brachte sie ihm ihr ganzes Sein, ihre Seele, und kühlte ihm in die volle Wärme ihres Empfindens. Sie lebte eigentlich in dieser einen Stunde und in der Erinnerung an sie. Wenn sie auch ihren Pflichten nachging, nach außen hin beherrschte sie ruhig und selbständig, so lebten doch tausend Fragen in ihrem Innern, rannkten sich alle Gedanken nur um ihn, und immer wieder nur um ihn.

Sie grübelte darüber nach in langen, schlaflosen Nächten, ob seine Unbefangenheit ihr gegenüber wirklich echt und treu war, ob er nicht abnte, was in ihrem Herzen vorging, ob sein Leben und der Kampf da draußen in ihm jenes Gefühl gelüdet, das in ihr bei jedem Zusammensein mit ihm heißer und mächtiger aufstammte. Wenn er von ihr Abschied nahm und ihr so innig dankte für die stille Kraft, die ihm so viel, so unendlich viel bot, dann stieg die Hoffnung in ihr auf, daß er nun endlich, endlich sprechen würde, ihr das einzige erlösende Wort sagen würde. „Ich liebe dich, ich liebe dich, wir gehören zusammen. Du und ich, wir sind eins, eins geworden. Nachdem wir uns geliebt, jahrelang, uns ausgetrennt, hat uns das Schicksal zusammengeführt, dieses gnädige Geschick, das einmal vernünftigen, einmal mit heimatlosen, einsamen Menschen Gutes im Sinn hat.“

Das Wort hatte er nicht gesprochen, und es kamen Wochen, in denen sie nicht mehr darauf gehofft hatte. Und nun plötzlich dieser Brief!

Als sie Helldorf vor einigen Tagen berges erwartet hatte und mit langen vergebenden Blicken lang und dauernd auf den nimmermüden Zeiger der kleinen Wanduhr geschaut, der Sekunden, Minuten und Viertelstunden zeigte, in denen sie sich in langer Qual der Ungewißheit verbergte, da war es ihr klar geworden, daß sie nicht von ihm lassen konnte, daß er ganz von ihrem Sein und Wesen Besitz ergreifen, viel leicht, ohne daß er es ahnte.

Ihre Anrede, ihre Angst hatte sich gekleidert von Tag zu Tag, und immer um dieselbe Zeit schmückte sie den stillen Raum zu seinem Empfang und wartete in heißer Sehnsucht, in banger Qual, und marterte sich in dem Gedanken: was hielt ihn fern?

Seine Lebensverhältnisse konnte sie genau: sie wußte, daß es nicht äußere Anlegenheiten waren, die ihn fernhielten. Er sprach sich mit ihr über all seine Pläne und Entwürfe aus, und sie las getreulich jeden Zeitungsbereich zuerst am Morgen, um genau unterrichtet zu sein über alles, was ihn und seine Angelegenheit betraf. Denn nicht selten hatte sie das Glück gehabt, ihm einen Rat zu erteilen, ihn auf Dinge aufmerksam zu machen, die ihm im ersten Augenblick nebenächlich erschienen waren und doch von Wichtigkeit gewesen waren. Welch ein Stolz, Welch eine Genugthuung empfand sie, wenn sein leuchtendes Blick sie traf, wenn er ihren Ratschlag mit einem dankbaren Nicken empfing, wenn er sie dankte und lobte! Solche Augenblicke, schien es ihr, mußten sie je ihrem Ziele näher bringen, das sie allein erstrebte: ihm Lebensgefährtin zu werden.

Al diese Gedanken quälten Magdalene heute noch mehr denn je. Ihr wurde es eng in dem hohen, luftigen Raum, sie ritz die Fenster auf und atmete gierig die rauche, feuchte Seehluft ein. In einigen Tagen würde sie ihn wiedersehen, so tröstete sie sich selbst bange Herzens, und er hatte eine Ueberraschung für sie. Was mochte es sein? Ihre heiße Stirn lag, kühlend suchend, auf den feuchten Scheiben. Das Grau der Dämmerung war dem tiefen Schwarz der Nacht gewichen. Nichts hatte sie in die Finsternis, bis die Erleuchtung durch ihre Ueberrumpung, und sie, fast erstarrt, das Fenster schloß.

Die Tage vergingen. In jedem Schmucke sie ihr stilles Heim und wartete, wartete vergebens. Auch heute hatte der summende Zeeself längst sein einformig-trauliches Lied zu Ende gesungen, und das letzte Klammchen war erloschen in dem feuchten Dampf des stehenden Wassers, als Magdalene müde den schmerzenden Kopf in die Arsen drückte und die Augen für eine Augenblicke schloß. Da vernahm ihr seines Ohrs Wagemollen, den freischwebenden Laut der Hufe. Sie sprang auf, ritz das Fenster auf, unten hielt das Gefährt. Sie sah ihn aussteigen und war im nächsten Augenblick im Innern des Gemaches, zog die Vorhänge fest zusammen. Er sollte nicht leben, wie sie auf ihn gewartet, sich um ihn gekümmert. Ihre zitternden Hände hatten kaum die Kraft, die Lampe zu entzünden. Jetzt war das schmerzliche Wert vollendet, die Korridorlucht öffnete sich. Sein rascher, elastischer Gang wurde hörbar; noch einige Schritte, und er würde die Türe

Eine Ueberraschung.

Unruhig ging Magdalene im Zimmer auf und ab. Wenn sie an dem kleinen, zierlich arrangierten Tischchen vor sich, nahm sie den Brief zur Hand, den ihr der Postbote gebracht, entfaltete den Bogen und las halblaut immer wieder verwundert und erregt folgende Worte:

„Teure Freundin! Noch einmal muß ich den liebgewordenen Aufenthalt bei Ihnen um die trauliche Dämmerstunde aufgeben, für eine kurze Spanne Zeit. In wenigen Tagen teure ich zurück. Sie werden sich mit mir freuen, ich habe eine Ueberraschung für Sie. Meine Gedanken werden auch morgen um dieselbe Zeit, in der mein Brief in Ihren lieben Händen ist, bei Ihnen sein. Ich veresse Sie nicht und die schöne Zeit, die nicht so viel Ruhe, Erholung und Genuß bereitet, ja die mir ein Heilmittel ist in meinem nebenaufsteigenden Beruf. Leben Sie wohl, in wenigen kurzen Tagen bin ich bei Ihnen.“

Ganz der Ihre
Edwin Helldorf.

Jögend streckte sie das Briefblatt in seine Umhüllung und starrte auf die großen, schöngefärbten Buchstaben, auf die eigenartig charakteristische Schrift, die ihr so ganz sein Weien, seine Art wiedergab.

Monatlang war er zur selben Zeit ein treuer Gast gewesen in ihrem stillen Heim, und beiden war die Dämmerungsstunde eine stillste Zeit der Ruhe, des Genießens geworden. Sie hatte seine kleinen Gewohnheiten ihm abgesehen, hatte in echt frauenhaftem Spürsinn all das unbedeutende Drum und Dran erraten, was ihm nach außen und nach innen der Behagen und Freude bereitete. Das stille Gemach im vierten Stock des großen Miethauses in einem westlichen Vorort der Großstadt, durch dessen hohe Fenster die schwebende Sonne am spätesten ihre Wurzelpfeile grüßend hineinleuchtete, wußte sie traulich zu gestalten. Late in ihrem künstlichen Sinn Teppiche von glatten Farben, Vorhänge, weiche Sehhessel so gruppiert, daß sie trotz ihrer Einfachheit behaglich und einladend wirkten, hatte wertvolle Reproduktionen seiner Lieblingsbilder so gehängt, daß sein müdes Auge frohen Eindruck empfangen konnte, wenn es zufällig über sie hinsah. In seinen schlanken Basen dufteten ihm Blumen entgegen, wie sie die Jahreszeit bot; Nebenalt zeigte sich, daß die Beherrigerin des bescheidenen Heims nur den Wunsch hegte, dem lieben Gast die kurze Raucherstunde in der Dämmerstunde bei ihr lieb und angenehm zu machen.

Ungeleich verging diese Dämmerung. Mandmal fand sie die beiden einsamen Menschen in lebhaftem Gespräch, im Austausch von Gedanken, im Disput; oft auch saßen sie schweigend zusammen und schielten doch, daß sie miteinander waren in innigem Verstehen, in der warmen Beachtung und Rücksicht für einander. Bismellen las sie ihm vor, wenn er schweigend einen Band aus der Zeitschrift geleht, und ihre weiche Stimme schien seine erregten Nerven zu beruhigen, wie die Stimme einer Mutter, die ihr miß gewordenem Kind leise zu Schlaf und Traum hinführegeleit.

Sie hatte sich ganz seinem Willen gefügt, war ganz in seiner Eigenart aufgegangen, weil sie ihn liebte, weil sie nur eines kannte, ihm zu leben, für ihn zu sein.

Im Leben standen sie beide allein. Sie hatte sich nach langen Kämpfen und erster Arbeit einen geachteten Namen als Portraitmalerin errungen. Er gehörte als Politiker einer Partei an für die er sein ganzes Ich einsetzte. Fort und fort trieb es ihn in die Öffentlichkeit. Er war ein geschätzter Redner. In Vereinen, in Versammlungen, war er die Stütze, an der sich alle anderen emporraffen. Man nannte seinen Namen in den Zeitungen, seine Stimme war ein mächtiger Faktor, mit dem die Allgemeinheit rechnen mußte. Wenn er mit seinen häufigen Schritten mit kurzem Gruß und festen Händedruck in ihr hübsches Zimmer kam, dann schaltete er alles aus, was ihn da draußen im Leben gefangen hielt. Nur selten sprach er von seinen eigenen Sorgen, von seinen Hoffnungen, seinen Zielen. Bei ihr war er nur Mensch, der einfache, schlichte Held, wie er es vor Jahren gewesen war, als sie sich im Hause ihres Vaters kennen gelernt.

Sie hatte ihn liebgewonnen vom ersten Augenblick des Seheins. Aber sie war zu stolz und hatte ihre Neigung wohl zu verbergen gewußt. Ja, es schien fast, als lebe sie eine trümmere Ueberbleibsel seines verstorbenen Vaters. Dann hatte das Schicksal sie auseinandergerissen.

Der Tod des Vaters, das Auflösen ihres Heims, ihr Studium im Ausland hatten sie voneinander getrennt. Eines wußte nichts vom andern, bis der Zufall sie wieder in der Hauptstadt zusammenführte. Durdort war's, daß die Fäden zwischen ihr und ihm, die kaum gesponnen waren, die das Leben geformt, sich plötzlich wieder um sie schlangen, und sie schnell einander

näher kamen in aufrichtiger Freundschaft. Ihr aber war das Gefühl mehr als Freundschaft. Aus den Tiefen ihres Herzens tauchte noch einmal die Neigung zu ihm empor, die sie mühsam unterdrückt, und ihr Gefühl für ihn ward heißer, inniger, leidenschaftlicher als je. Ihre Sehnsucht, ihre Wünsche konzentrierten sich nur auf die eine Stunde des Tages, die er ihr widmete. Jedemal brachte sie ihm ihr ganzes Sein, ihre Seele, und kühlte ihm in die volle Wärme ihres Empfindens. Sie lebte eigentlich in dieser einen Stunde und in der Erinnerung an sie. Wenn sie auch ihren Pflichten nachging, nach außen hin beherrschte sie ruhig und selbständig, so lebten doch tausend Fragen in ihrem Innern, rannkten sich alle Gedanken nur um ihn, und immer wieder nur um ihn.

Sie grübelte darüber nach in langen, schlaflosen Nächten, ob seine Unbefangenheit ihr gegenüber wirklich echt und treu war, ob er nicht abnte, was in ihrem Herzen vorging, ob sein Leben und der Kampf da draußen in ihm jenes Gefühl gelüdet, das in ihr bei jedem Zusammensein mit ihm heißer und mächtiger aufstammte. Wenn er von ihr Abschied nahm und ihr so innig dankte für die stille Kraft, die ihm so viel, so unendlich viel bot, dann stieg die Hoffnung in ihr auf, daß er nun endlich, endlich sprechen würde, ihr das einzige erlösende Wort sagen würde. „Ich liebe dich, ich liebe dich, wir gehören zusammen. Du und ich, wir sind eins, eins geworden. Nachdem wir uns geliebt, jahrelang, uns ausgetrennt, hat uns das Schicksal zusammengeführt, dieses gnädige Geschick, das einmal vernünftigen, einmal mit heimatlosen, einsamen Menschen Gutes im Sinn hat.“

Das Wort hatte er nicht gesprochen, und es kamen Wochen, in denen sie nicht mehr darauf gehofft hatte. Und nun plötzlich dieser Brief!

Als sie Helldorf vor einigen Tagen berges erwartet hatte und mit langen vergebenden Blicken lang und dauernd auf den nimmermüden Zeiger der kleinen Wanduhr geschaut, der Sekunden, Minuten und Viertelstunden zeigte, in denen sie sich in langer Qual der Ungewißheit verbergte, da war es ihr klar geworden, daß sie nicht von ihm lassen konnte, daß er ganz von ihrem Sein und Wesen Besitz ergreifen, viel leicht, ohne daß er es ahnte.

Ihre Anrede, ihre Angst hatte sich gekleidert von Tag zu Tag, und immer um diesel